

Irina Schepp

# Des Teufels Liebling

Der gefallene Engel

Band 1

Irina Schepp Verlag

Besuche uns im Internet:

[www.irina-schepp-verlag.com](http://www.irina-schepp-verlag.com)



1. Auflage

Copyright © 2015 by Irina Schepp,  
Irina Schepp Verlag, Wilnsdorf, Deutschland  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur  
mit Genehmigung der Autorin wiedergegeben werden.  
Layout: Irina Schepp, Detlev Schepp  
Covergestaltung: Irina Schepp, Detlev Schepp  
Druck und Bindung: CPI – Ebner und Spiegel, Ulm  
Printed in Germany

ISBN: 978-3-9818554-1-8

Alle im Buch beschriebenen Charaktere sind das Ergebnis meiner Fantasie. Die Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig.

Außerdem von Irina Schepp im Irina Schepp Verlag erschienen:

Für immer ist nicht lang genug (Band 1)

Für immer und über den Tod hinaus (Band 2)

Für immer und mein Leben lang (Band 3)

Für immer und bis zum letzten Atemzug (Band 4)

Für immer atemlos (Band 5)

Die Bücher sind unter anderem direkt über meine Homepage

[www.irina-schepp-verlag.com](http://www.irina-schepp-verlag.com)

oder bei Amazon erhältlich. Ausgewählte Buchhandlungen führen die Bücher auch, andere Buchhandlungen können die Bücher über VLB, KNV oder einen anderen Bestellservice bestellen.

Wenn Dir die Geschichte gefallen hat, bewerte sie bitte auf Amazon und empfehle sie Deinen Freunden weiter.

**Facebook: Irina Schepp Verlag**

oder **Irina Schepp Autorin**

**Instagram: irinaschepp**

Für meine Tochter Viktoria Stefanie.

Danke, dass Du mich dazu ermutigt hast, diese Geschichte zu schreiben.

Vor langer, langer Zeit fiel ein Engel vom Himmel herab. Er landete genau dort, wo der Himmel den Ozean berührt. Dabei verlor er seine wunderschönen, strahlend weißen Flügel. Sie zerfielen in tausende Teile und sanken auf den Meeresgrund, wo sie mit der Zeit ganz fest wurden. Hin und wieder werden einige von ihnen an den Strand gespült, und wann immer jemand eine strahlend weiße Muschel findet, findet er einen Teil des Himmels, in dem einst dieser Engel wohnte.

## Kapitel 1

Ich wuchs in einem kleinen Dorf am Fuße des Rothaargebirges auf. Würde man versuchen, dieses Dorf via Satellit aus dem All ausfindig zu machen, müsste man schon sehr nah herangehen, um überhaupt etwas zu finden. Es bestand nämlich aus wenigen Häusern, überwiegend aus alten, heruntergekommenen Bauernhöfen, die zwischen den Hügeln verstreut dem Fortschritt der modernen Technik, dem Internet und der mobilen Art der Telekommunikation trotzten. Wer hier ein Handy besaß, war entweder ein wegen der schlechten Auftragslage in der Stadt verzweifelter Dienstleister auf der Jagd nach neuen Kunden oder ein herbestellter Handwerker oder er gehörte zu denjenigen, die zwar auf dem Land lebten, ihren Job aber in einer der umliegenden Kleinstädte ausübten.

In unserem Dorf gab es nichts. Wenn ich aufzählen würde, was es hier nicht gab, würde es wohl mehrere Seiten füllen, also beschränke ich mich darauf, den einen altbackenen Frisörladen zu erwähnen, der unserem Dorf einen Hauch von Zivilisation verlieh.

Ach ja! Hätte ich fast vergessen! Natürlich hatten wir eine Kirche – ein heruntergekommenes, altes Gebäude mit einem windschiefen Turm und einer furchtbar lauten, verstimmten Glocke, die uns jeden Sonntag daran erinnerte, dass wir alle Sünder waren. Wenn die Glocke erklang, eilte das ganze Dorf zum Gottesdienst, in der Hoffnung, sich von den Sünden der vergangenen Woche durch eine Geldgabe und ein Gebet reinwaschen zu können. Die Uhr auf dem Glockenturm ging stets eine Stunde vor, allerdings nicht aus dem Grund, weil unser Pfarrer den Gottesdienst als Erster in der Gemeinde eröffnen wollte, sondern, weil er gehört hatte, dass man auf Malta die Kirchenuhren bewusst vorstellt, um den Teufel zu täuschen, damit dieser zu spät zum Gottesdienst kommt. Seitdem läutete die Glocke in unserem Dorf immer eine Stunde früher. Ich fragte mich derweil, ob der Teufel erstens zu jedem Gottesdienst auf der Welt eilt – das wäre ja so ähnlich wie bei dem Weihnachtsmann, der an einem einzigen Tag die ganze Welt beschenkt –, und zweitens, ob er sich so einfach täuschen lassen würde. Ich persönlich hielt den Teufel – vorausgesetzt, er existiert tatsächlich – für eine weitaus cleverere Kreatur. Meiner Meinung nach

würde er sich an der vorgestellten Uhr nicht stören. Er würde auch nicht zum Gottesdienst erscheinen – was für ein absurder Gedanke in Anbetracht der Tatsache, dass Kirchen angeblich auf geweihtem Boden erbaut werden, den der Teufel laut Bibel nicht betreten kann. Er würde immer dann die Gemeinde aufsuchen, wenn er nach der Seele eines Sünders trachtet. Er würde wie ein Schatten über diesen herfallen – schnell und absolut lautlos –, um seine verdorbene Seele dem ewigen Fegefeuer zu übergeben. Der Pfarrer könnte demnach die Uhr getrost abschrauben.

Unser Dorf war katholisch, und zwar so katholisch, dass es vermutlich selbst dem Papst zu viel wäre, wüsste er von der Existenz der wenigen Häuser, deren Bewohner im Grunde alle Heuchler waren. Sie eilten zwar in die Kirche, wenn die Glocke erklang, und sie zerrissen sich die Mäuler über diejenigen, die das Wort Gottes nicht hören wollten, aber wenn man hinter die Kulissen ihres erbärmlichen Lebens schaute, wusste man sofort, dass diese Frömmigkeit lediglich eine Fassade war. Die zehn Gebote kannte zwar jeder auswendig, doch keiner lebte wirklich danach – noch nicht einmal der Pfarrer. Die Dorfbewohner nahmen vermutlich an, dass Gott ihre Sünden in diesem abgeschiedenen Ort nicht sehen würde.

Das, wofür Gott sich scheinbar nicht interessierte, machte mein Leben wenigstens etwas erträglicher. Es war zwar nicht mit einem Ausflug in die Natur zu vergleichen oder einem Familienurlaub, den wir noch nie gemacht hatten, aber es war eine willkommene Abwechslung in meinem sonst so öden, von schwerer Feldarbeit und langweiliger Schule bestimmten Leben.

Nehmen wir zum Beispiel Frau Zimmerheuer. Sie galt in der winzigen Gemeinde, auf die unser Pfarrer sehr stolz war, als eine vorbildliche Christin, doch hinter den Mauern ihres herausgeputzten Hauses brach sie gleich fünf der zehn Gebote. Sie war erstens in einem Gewerbe tätig, in dem Ehebruch an der Tagesordnung stand. Das sechste Gebot – „du sollst nicht ehebrechen“ – wurde somit fortwährend verletzt. Zweitens schrie sie den Namen des Herrn so laut heraus, wenn einer ihrer Freier besonders fleißig war, dass es mir in den Ohren dröhnte, wann immer ich unter dem Fenster ihres Schlafzimmers lauschte. Sie hatte wohl noch nie etwas von dem zweiten Gebot gehört, das besagt, dass man den Namen des Herrn nicht miss-

brauchen soll. Drittens kannte sie keine Sonn- und Feiertage, denn sie empfing immer, was laut dem dritten Gebot verboten ist. Als Christ soll man die Feiertage heiligen. Viertens hatte sie stets ein reges Interesse an den mehr oder minder gefüllten Brieftaschen ihrer Kunden, die sie dann fünftens durchstöberte, während sich die Herren ausruhten. Die Gebote sieben – „du sollst nicht stehlen“ – und zehn – „du sollst nicht begehren deines Nächsten Hab und Gut“ – missachtete sie also auch.

Herr Aschenauer verachtete seine Eltern, womit er das vierte Gebot brach, das besagt, dass man seinen Vater und seine Mutter ehren soll. Und seine Pläne für die nähere Zukunft würden ihm garantiert noch eine weitere Sünde beschern, da Mord wegen des fünften Gebots nicht auf der To-do-Liste stehen sollte.

Frau Mertens erzählte Sachen, die so niemals stimmten, brach also das achte Gebot, das davor warnte, falsches Zeugnis abzugeben. Und Herr Bruckner liebte die Frau seines Bruders – etwas, das sich laut dem neunten Gebot ganz und gar nicht gehört. Die Worte „du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib“ kann man kaum missverstehen, oder?

Ich könnte stundenlang so weitererzählen. Jeder Dorfbewohner hatte Dreck am Stecken. Mich selbst konnte ich leider nicht freisprechen. Ich sündigte zwar nicht durch meine Taten, doch meine Gedanken und meine Gefühle waren alles andere als fromm. Allein schon die Tatsache, dass ich alles hinterfragte, was der Pfarrer von der Kanzel predigte, war schon eine Todsünde.

Als ich zehn Jahre alt war, entdeckte ich eine Seite an mir – eine erstaunliche Gabe, die niemand sonst außer mir hatte. Ich merkte mir alles, sei es ein Satz, ein Bild, ein Outfit, eine Predigt, ein Blick oder eine Melodie. Anfangs hatte ich angenommen, dass es völlig normal wäre, nichts zu vergessen, doch bald stellte ich fest, dass dies etwas Einzigartiges war. Einige Monate später entdeckte ich eine weitere Gabe, die mir klar machte, dass mit mir etwas nicht stimmte.

Es war an einem Sonntagnachmittag. Mein Vater hatte mich ausgepeitscht, weil ich in der Kirche nicht aufgepasst hatte. Während die Gemeinde ein Loblied sang, starrte ich nachdenklich die bunten Fensterbögen an, bemüht zu verstehen, warum die Heiligen, die darauf abgebildet sind, stets so leidende Gesichter haben. Der zornige Seitenblick meines Vaters gab mir zu



verstehen, dass mein Verhalten ein Nachspiel haben würde.

Ich hatte leider recht behalten.

Sobald wir zu Hause angekommen waren, schickte er meine Mutter und meine Schwester in die Küche, schleifte mich in den Stall, befahl mir, die Bluse am Rücken hochzuziehen, und gab mir fünf Hiebe mit der Peitsche, mit der er sonst Rinder antrieb. Ich schrie laut und flehte ihn an, damit aufzuhören, doch er beachtete meine Worte nicht.

„Ich bringe dir bei, gottesfürchtig zu sein!“, sagte er bei jedem Hieb, der mich erneut aufschreien ließ.

Blind vor Tränen stürmte ich aus dem Haus. Mein Rücken brannte höllisch, als ich mit meinem Fahrrad zu der Stelle fuhr, die ich vor Kurzem entdeckt hatte. Es waren nur wenige hundert Meter bis zu dem Rand des Plateaus, auf dem unsere Felder lagen und das steil abfallend in ein Waldgebiet überging. Ganz unten, zwischen den Bäumen, schlängelte sich ein Fluss. Nach dem Regen und im Frühjahr, wenn das Hochwasser kam, verschlang er alle Geräusche, denen ich entfliehen wollte, und sei es nur der Klang der Kirchenglocke am Abend, der uns Sünder daran erinnerte, dass es nun an der Zeit war, die Arbeiten niederzulegen, um dem Herrn bei der Abendmahlzeit für den herrlichen Tag und die getane Arbeit zu danken.

Ich kletterte zu einer Stelle hinunter, die kaum von oben einsehbar war. Man musste sich schon sehr weit nach vorne über den Abgrund beugen, um sie zu entdecken.

Wutentbrannt über die ungerechte Strafe zupfte ich ein paar Gräser heraus, zermatschte sie in meinen Händen zu einem grünen Brei und warf ihn nach einem Vogel, der irgendwo in den Bäumen zwitscherte. Mein Geschoss verfiel nicht nur den nervigen Vogel, sondern auch die Richtung, die es wegen der Schwerkraft hätte einschlagen müssen. Es zerfiel in drei Teile, die flatternd auseinanderflogen. Ich traute meinen Augen nicht, aber ich sah tatsächlich drei bunte Schmetterlinge im Sonnenlicht herumschwirren.

„Wow!“, hörte ich jemanden rechts neben mir rufen. „Das war abgefahren! Wie hast du das gemacht?“

Ich wirbelte herum.

Neben meinem Staunen über diesen Zaubertrick, der mir versehentlich gelungen war und für den ich keine Erklärung hatte, spürte ich entsetzliche Angst, dieser Jemand könnte es meinem Vater verraten, wofür ich garantiert erneut Schläge bekommen

würde. Dass diese kleine Zauberei teuflischen Ursprungs war, war mir genauso klar wie die Tatsache, dass es niemand wissen durfte.

„Kannst du noch mehr?“, fragte ein zwei Jahre älterer Junge, den ich zwar kannte, aber noch nie persönlich gesprochen hatte.

„Was machst du hier in meinem Versteck?!“, fuhr ich ihn an, statt ihm die Frage zu beantworten, auf die ich selbst keine Antwort kannte.

„Ich habe dieses Versteck vor dir entdeckt!“, behauptete der Junge, während er mich herausfordernd musterte. „Da du ganz offensichtlich eine Hexe bist, kannst du mich mit einem Fluch vertreiben.“

„Ich bin keine Hexe!“, rief ich wütend.

„Doch, das bist du!“, behauptete der Junge. „Ich habe deine Hexenkunst gesehen.“

Während ich ihn entsetzt anstarrte, stellte ich mir vor, was mein Vater mit mir anstellen würde, sollte meine Tat je sein Gehör erreichen. Dass ich als Hexe im ewigen Fegefeuer brennen würde, ließ mich angesichts dessen, was mich dann zu Hause erwarten würde, absolut kalt. Wenn ich die Wahl hätte, hätte ich in diesem Moment das Fegefeuer vorgezogen.

Die Tränen brachen unkontrolliert aus mir heraus. Ich rutschte an dem Felsen hinunter auf den moosbewachsenen Boden des kleinen Vorsprungs, auf dem wir beide standen. Mein Rücken brannte noch schlimmer als vorhin, meine Hände zitterten.

Der Junge kniete sich augenblicklich neben mich. „Warum weinst du jetzt?“, fragte er verständnislos.

„Mein Vater wird mich umbringen, wenn er herausfindet, dass ich eine Hexe bin.“ Ich überlegte kurz. „Nein, er wird mich nicht umbringen“, schluchzte ich. „Das wäre gegen das fünfte Gebot. Er wird mich zur Strafe jeden Tag auspeitschen, weil dies nicht verboten ist.“

„Das fünfte Gebot?“, fragte der Junge mit einer Stimme, die meine Glaubwürdigkeit infrage stellte. „Woher weißt du, was im fünften Gebot steht?“

„Ich muss jeden Tag die zehn Gebote und das Vaterunser auf-sagen. Und Sonntags muss ich vor der Kirche drei Rosenkränze beten.“

„Warum?“, wollte er wissen.

Was war das für eine Frage?!

„Weil mein Vater es so will. Musst du das etwa nicht? Deine Familie geht doch auch zum Gottesdienst.“

„Das schon, aber ich muss nichts dergleichen tun.“

„Wirst du es meinem Vater erzählen?“

„Nein! Warum sollte ich das tun?“

„Na, weil es verboten ist.“

„Was ist verboten?“

„Die Hexerei!“

Der Junge betrachtete mich nachdenklich. „Ich glaube, es wäre äußerst unklug, mich mit einer Hexe anzulegen. Ich wäre lieber dein Freund als dein Feind.“

Ich starrte ihn ungläubig an. „Du willst mein Freund sein?!“

Der Junge zuckte mit den Schultern. „Ja. Ich fand es cool, wie du aus Gras Schmetterlinge gemacht hast. Zeigst du mir, wie das geht?“

„Wie heißt du?“, fragte ich ihn, ohne seine Anmerkung und seine Frage zu beachten.

„Mein Name ist Leander Tillmann. Du bist Rebekka Gellert, richtig?“

Ich nickte.

„Zeigst du mir nun, wie man aus Gras bunte Schmetterlinge macht?“

Ich verzog mein Gesicht. „Lieber nicht. Ich habe nämlich keine Ahnung, wie das funktioniert.“

„Du hast es doch eben gemacht.“

„Ich habe Angst, Leander! Ich will es nicht tun. Wenn das jemand aus dem Dorf sieht, wird man mich auf einem Scheiterhaufen verbrennen.“

„Ich werde dich beschützen“, versprach er mir. „Ich bin dein Freund.“

In diesem Moment glaubte ich tatsächlich, dass dieser sommersprossige, zwölfjährige Junge mich vor dem Übel dieser Welt beschützen könnte.

Als ich nach Hause kam, bedachte mich mein Vater mit einem düsteren Blick und schickte mich nach oben unters Dach, oberhalb meines Zimmers. Das war der Ort, an dem ich stets meine Strafen absaß. Meistens musste ich hier über Nacht bleiben, damit ich in Ruhe über meine Taten nachdenken konnte. Anfangs hatte ich mich vor der Stille des verstaubten Dachbodens gefürchtet, doch mittlerweile fand ich Gefallen daran, meine Stra-

fen genau hier abzusetzen. Weil ich ein sehr ungezogenes Kind war, verbrachte ich mehr Nächte auf dem Dachboden als in meinem Zimmer.

Meine Zwillingsschwester Luisa war noch nie hier oben gewesen. Weil sie Angst vor Spinnen und anderen Kriechtieren hatte, besuchte sie mich nie in meinem Gefängnis, um mir ein wenig Gesellschaft zu leisten. Und weil sie stets brav und gehorsam war, bekam sie keine Strafen. Sie war Vaters Liebling. Ihr ließ er alles durchgehen, wohingegen ich für alles bestraft wurde. Nichtsdestotrotz liebte ich meine Schwester, die mir gar nicht ähnlich sah, obwohl wir Zwillinge waren.

Luisa hatte schönes blondes Haar, das sich zu üppigen Locken kringelte, wenn sie keine Zöpfe trug. Mein Haar war ganz, ganz dunkel und vollkommen glatt. Sie war wunderschön, fast so schön wie ein Engel. Ich fühlte mich stets hässlich. Ich war zu dünn, zu groß und zu blass. Doch das Schlimmste war die Tatsache, dass Luisa ein braves Mädchen war, nie etwas anstellte, wofür es sich lohnen würde, sie zu schimpfen, nie widersprach und sich auf Gottesdienste freute. Das machte wahrscheinlich den größten Unterschied zwischen uns aus. Deshalb sperrte mein Vater mich weg. Hier auf dem Dachboden musste er die Missgeburt, die ich nun mal war, nicht ansehen.

Mittlerweile hatte ich mich hier oben häuslich eingerichtet. Außer einer alten Matratze, die mir als Bett diente, hatte ich eine uralte Kommode, in der ich alle meine Sachen verstaute, darunter auch ein paar Stifte und Zeichenpapier. Solange ich denken kann, war das Malen mein Ein und Alles. Ich malte alles, was mich bewegte: den feuerroten Ball der untergehenden Sonne, die gelben Blumen, die vor unserem Haus blühten, den grünen Wald mit dem blauen Himmel darüber ...

Heute beschloss ich, die drei Schmetterlinge zu malen, die mich zu der Erkenntnis gebracht hatten, dass ich etwas sehr Schlimmes war. Ich war eine Hexe!

Verbissen malte ich einen Schmetterling nach dem anderen. Im Handumdrehen bekamen sie bunt schimmernde Flügel und lange, dünne Fühler, so wie ich sie gesehen hatte. Als ich fertig war, betrachtete ich meine Zeichnung skeptisch. Die Schmetterlinge waren mir gut gelungen, fand ich, was mich erneut zu der Erkenntnis brachte, dass ich anders als die Kinder in meinem Alter war. Ich kannte niemanden in der Schule, der so gut wie ich zeichnen und malen konnte. Das war zweifelsohne eine wei-

tere Gabe, die mir in die Wiege gelegt worden war, doch nach dem, was heute Nachmittag geschehen war, hatte ich Angst vor diesen außergewöhnlichen Gaben, die ich am liebsten losgeworden wäre. Ich war mir absolut sicher, dass ich genau wegen dieser Gaben in große Schwierigkeiten geraten würde.

Als meine Mutter mir das Abendbrot brachte, drückte ich sie ganz fest an mich. „Ich habe dich lieb, Mama“, flüsterte ich.

„Was ist los, mein Floh?“, fragte sie mich, bevor sie sich neben mich auf die alte Matratze setzte.

„Ich habe Angst“, gestand ich leise.

„Angst? Wovor hast du Angst? Etwa vor Spinnen?“

„Nein. Ich habe Angst, dass ich irgendwie verkehrt bin. Ich bin so anders als du, Papa und Luisa. Und ich spreche nicht von den blonden Haaren, die ihr drei habt. Ich ... ich bin das Böse.“

„Ach, mein Floh“, sagte meine Mutter zärtlich. „Du bist anders, ja, aber du bist nicht das Böse. Lass dir das von niemandem einreden. Du bist ein Geschenk des Himmels.“

„Wohl eher der Hölle“, murmelte ich zerknirscht.

„Nein, das bist du ganz und gar nicht. Du bist sehr temperamentvoll und manchmal bist du wirklich ein kleiner Teufel, aber ich habe dich genauso lieb, wie du bist. Du wirst es nicht leicht in deinem Leben haben, weil du dich selten den Wünschen deiner Mitmenschen beugst. Du hast einen Dickkopf und setzt dich bereits schon jetzt durch, obwohl du noch ein Kind bist. Aber du wirst deinen Weg finden, der frei von Zwängen und Verboten sein wird. Du wirst keinen Mann heiraten, der über dich bestimmen kann. Du wirst frei sein, mein Kind!“

Ich hatte den wahren Sinn ihrer Worte nicht verstanden. Ich hatte nicht verstanden, dass ihre Ehe sie erdrückte und ihr die Kraft zum Leben nahm. Ich hatte nicht verstanden, dass sie unglücklich war, genauso wie ich nicht verstanden hatte, dass sie mich genau für das bewunderte, was mein Vater so erfolglos aus mir herauszuprügeln versuchte.

„Komm, lass dich umarmen“, sprach sie, während sie mich an sich drückte.

Wie beiläufig schob sie meine Haare im Nacken beiseite. Das tat sie immer wieder, so als würde sie dort stets etwas vorfinden, was ich allein schon aus anatomischen Gründen nicht sehen konnte. Ich hatte schon mal daran gedacht, Luisa zu fragen, ob ich dort einen Strichcode, ein Brandzeichen oder etwas Ähnliches hatte, wonach meine Mutter immer schaute, doch ich

fand diese Idee so absurd, dass ich den Gedanken daran stets beiseiteschob. Mein Vater wird mich kaum als sein Eigentum markiert haben. Das tat er zwar bei Rindern, weil sie sehr wertvoll waren, doch mich wäre er am liebsten losgeworden. Warum sollte er also mittels eines Brandzeichens der Welt zeigen, dass ich zu seinem Besitztum gehörte?

Meine Mutter schnappte hörbar nach Luft, sobald sie die Stelle auf meinem Nacken begutachtet hatte. Sie tat so, als wäre nichts passiert, doch ich merkte allein schon an ihrer Atmung und an ihrer angespannten Haltung, dass etwas nicht stimmte.

„Was ist?“, wollte ich auf der Stelle wissen.

„Nichts! Gar nichts, mein Floh!“, winkte sie mit einer Stimme ab, die sie nicht unter Kontrolle hatte.

„Du verheimlichst mir doch etwas! Sag, was los ist!“

„Rebekka, ich versichere dir, dass alles in Ordnung ist“, sagte sie mit Nachdruck, doch für mich klang es so, als würde sie sich selbst davon überzeugen wollen, dass alles nach Plan lief. „Versprich mir nur, ganz besonders gut auf dich aufzupassen, meine Süße.“

Ich runzelte verwirrt meine Stirn. „Das tue ich doch immer“, murmelte ich leise. „Warum sagst du mir das jetzt?“

„Nur so“, winkte sie erneut ab. „Ich habe dich eben ganz doll lieb. Das ist alles.“

Ich glaubte ihr kein Wort, wusste dennoch aus Erfahrung, dass sie mir keine andere Antwort geben würde. Es würde nichts bringen, ihr Löcher in den Bauch zu fragen.

„Die Schmetterlinge sind dir übrigens sehr gut gelungen. Sie sehen sehr lebendig aus“, sagte sie, bevor sie sich erhob und mein Reich verließ.

Ich blieb mit meinen Ängsten allein.

Meine Mutter wusste etwas, das sie mir nicht erzählen wollte oder konnte. Sie wusste mit Sicherheit, dass ich das Böse war und dass in meinen Adern böses Blut floss. Mich wunderte es nur, dass sie mich trotzdem liebte.

Stundenlang starrte ich nachdenklich aus dem verdreckten Fenster in die Nacht hinaus, bis meine Augen vor Müdigkeit von alleine zufielen.

In dieser Nacht sah ich ihn zum ersten Mal.

Er saß auf der alten Kommode und beobachtete mich, dabei wirkte er ganz entspannt und nachdenklich. Ich schreckte unbewusst hoch, und als ich blinzelte, verschwand er plötzlich.

Verwirrt schaute ich mich im Raum um, doch ich konnte ihn nirgends sehen. Er war weg. Obwohl ich furchtbare Angst hatte, schlug ich meine Decke beiseite. Ich schlich mich leise zu der Kommode und fuhr mit der Hand über die Stelle, wo er gerade noch gesessen hatte. Sie war warm, was im Umkehrschluss bedeuten musste, dass ich es nicht geträumt hatte.

Mit gemischten Gefühlen setzte ich mich zurück auf mein Nachtlager und fing an, das zu zeichnen, was meine Augen meinem Gehirn übermittelt hatten. Ich wollte ihn auf dem Papier festhalten, obwohl ich mir sicher war, dass ich seinen Anblick nie vergessen würde.

Sein Gesicht hatte perfekte Züge, die ich gerne genauso gezeichnet hätte, wie ich sie gesehen hatte, doch mit meinen zehn Jahren gelang es mir nicht wirklich. Vor allem die Augen waren sehr schwer für mich zu zeichnen. Die Proportionen stimmten nicht ganz und mir gelang es nicht, den etwas melancholischen Blick festzuhalten. Auch seine Haare waren eine Herausforderung für mich. Sie waren dunkel, nicht zu lang und nicht zu kurz. Die widerspenstigen Locken kringelten sich um seine Ohren und fielen ihm teilweise auch ins Gesicht, was ihn allerdings nicht zu stören schien. Sein nackter Oberkörper hatte genau den gleichen leicht dunklen Teint wie sein Gesicht, und wirkte sehr stark und muskulös. Er hatte eine weiße Hose an, deren Stoff im schwachen Mondlicht glänzte. Diese Glanzreflexe sah ich zwar ganz genau vor meinem inneren Auge, aber es war absolut unmöglich, sie auf dem Papier festzuhalten. Doch das alles war nichts im Vergleich zu den großen, schneeweißen Flügeln, die so leicht zu sein schienen, dass ihn deren Gewicht gar nicht störte. Diese filigranen Flügel zu malen, war die größte Herausforderung für mich. Auf der Zeichnung sahen sie nicht schlecht aus, doch mir gelang es nicht, diese Leichtigkeit aufs Papier zu bringen. Sie wirkten zu grob und zu schwer, so als wäre er eine Gipsfigur, dessen Flügel aus bautechnischen Gründen stabil sein mussten, um nicht zu zerbrechen.

Während ich zeichnete, dachte ich fortwährend darüber nach, wen ich da gesehen hatte. War das etwa ein Engel gewesen? Völlig absurd! Es gibt keine Engel! Und wenn es sie doch geben sollte, dann müssten sie meiner Meinung nach wesentlich jünger sein und vor allen Dingen weiblich. Die Engel sind kleine, blonde Mädchen, mit großen Flügeln und einem hübschen, weißen Kleid. Meine Schwester könnte vom Aussehen her ein En-

gel sein, aber dieser Mann passte so gar nicht zu meiner Vorstellung von einem Engel.

Ich konnte nicht genau sagen, wie alt er war. Vielleicht war er Mitte zwanzig, vielleicht auch etwas jünger, aber für einen Engel war er definitiv zu alt. Außerdem war er ein Mann! Das passte meines Erachtens nach nicht zusammen.

Aber wer oder was war er dann?

In meinen Überlegungen versunken, bekam ich leider nicht mit, wie mir die Augen zufielen. Als ich meinen Vater verärgert schnauben hörte, schreckte ich hoch. Ich schaute panisch zu ihm hoch und wusste im gleichen Moment, dass es zu spät war. Er hatte meine Zeichnung bereits entdeckt.

„Was soll das hier sein?“, brummte er, während er sich nach der Zeichnung bückte.

„Nichts“, murmelte ich halbtot vor Angst.

„Du malst doch keine Engel?! Das ist Unfug! Gotteslästerung! Blasphemie! Nirgends in der Bibel steht etwas von Engeln, zumindest nicht von solchen mit Flügeln und nackten Oberkörpern. So etwas gibt es nicht! Ich verbiete dir, Engel zu malen! Wenn du deine Zeit unbedingt mit Kritzeleien verschwenden möchtest, dann male Kühe und Felder.“

Er zerknüllte das Papier, warf es auf den dunklen, verstaubten Holzfußboden und trampelte so lange drauf herum, bis das Papier schmutzig und so zerknittert war, dass ich bezweifelte, dass man darauf noch etwas erkennen würde.

„Und jetzt marsch nach unten!“, befahl er mir in einem Ton, der keine Widerrede duldete. „Der Schulbus kommt in einer halben Stunde.“ Er wartete, bis ich an der Treppe war. „Und damit es klar ist, Fräulein, dein Arrest ist noch nicht aufgehoben!“

Ich starrte ihn ängstlich an.

„Ob das klar ist?“, brüllte er.

„Ja, Vater“, murmelte ich mit zittriger Stimme.

Ich stieg die Treppe hinunter, setzte mich an den Tisch und aß mein Müsli, obwohl ich keinen Hunger hatte. Alles, woran ich denken konnte, war die zerknitterte Zeichnung mit dem Engel.

Als ich nach der Schule nach Hause kam, schlich ich mich auf den Dachboden, um zu sehen, ob meine Kritzelei von der vergangenen Nacht noch zu retten war. Obwohl ich wenig Hoffnung hatte, diese hier oben vorzufinden, war ich doch entsetzt, dass sie verschwunden war. Wahrscheinlich hatte mein Vater sie verbrannt.



Den Nachmittag verbrachten wir wie immer auf dem Feld. Es war schwere, sehr dreckige Arbeit, die mir gar nicht zusagte. Ich hasste es, in der Erde zu wühlen, Unkraut zu jäten oder Kartoffeln zu sortieren. Noch schlimmer war es für mich, abends die Kühe zu füttern. Der Gestank, der vor allem im Sommer in den Stallungen herrschte, war unerträglich. Dazu kamen noch die lästigen Fliegen und sonstiges Ungeziefer, das überall herumkroch.

Meinem Vater schien diese Arbeit im Gegensatz zu mir und meiner Mutter nichts auszumachen. Er war Bauer aus Leidenschaft und kannte nichts anderes als harte Arbeit, Gestank und Dreck. Meine Schwester Luisa arbeitete gerne an Vaters Seite. Sie liebte Landwirtschaft, liebte die Kühe und das Heu. Mich würde es nicht wundern, wenn sie später einen Bauern heiraten würde. Ich für meinen Teil schwor mir in diesem Moment, nie, nie, nie einen Bauern zu heiraten. Ich wollte mein Leben nicht den Kühen widmen. Ich wollte im Frühjahr, im Sommer und im Herbst meine Zeit nicht auf dem Feld verbringen. Und allein die Vorstellung, mit jemandem zusammen zu sein, der nach Mist und Schweiß riecht, ließ mich angewidert erzittern.

Nein, ich war nicht fürs Landleben geboren!

Wenn ich es mir genauer überlegte, wollte ich überhaupt nicht heiraten. Die Tatsache, dass ich als eine verheiratete Frau auf meinen Mann hören, ihn bekochen, seine Wäsche waschen und ihm Kinder gebären müsste, stellte für mich keinen Vorteil dar. Verheiratet zu sein, bedeutete für mich, viel Arbeit zu haben.

„Trödele nicht so rum!“, fuhr mein Vater mich an. „Die Arbeit macht sich nicht von alleine. Komm, bringe mir den Eimer mit dem Getreide her.“

Ich betrachtete skeptisch den großen, völlig zerbeulten Eimer. „Er ist viel zu schwer für mich“, murmelte ich.

„Nichtsnutziges Balg!“, schimpfte er laut. „Hätte ich bloß einen Sohn statt deiner! Was soll ich bitte mit dir anfangen? Du bist zu gar nichts zunutze!“

Diese Worte, die ich mit meinen zehn Jahren bereits des Öfteren gehört hatte, trafen mich wie Peitschenhiebe. Mir war bekannt, dass mein Vater mich nicht leiden konnte, und da ich wusste, dass ich nutzlos und im Grunde auch unerwünscht war, fühlte ich mich wertlos.

„Komm, ich helfe dir“, sagte Luisa, bevor sie nach dem Eimer griff. „Zusammen schaffen wir es.“

Warum konnte ich nicht so wie sie sein?! Fügsam und lieb wie ein kleiner Engel. Warum musste ich immer widersprechen?! Was war verkehrt an mir?!

Gegen Abend flüchtete ich zu der Stelle, wo ich gestern Leander getroffen hatte. Ich machte mir keine Hoffnungen, ihn heute erneut dort zu treffen, war deswegen überrascht, ihn doch vorzufinden. Ich wischte meine Tränen weg und setzte mich auf den Stein neben ihn.

„Hast du etwa geweint?“, fragte er vorsichtig.

Ich schob trotzig mein Kinn vor. „Nein!“, sagte ich kurz angebunden.

„Wenn du nicht darüber reden möchtest, dann ist es auch in Ordnung. Ich dachte nur, du würdest es mir gerne erzählen wollen.“

„Da gibt es nichts zu erzählen!“, maulte ich.

„Sicher?“, bohrte er nach.

Ich schaute ihn entgeistert an. „Interessiert dich etwa, dass mein Vater mich hasst und dass ich in der vergangenen Nacht etwas gesehen habe, das es nicht gibt?!“

„Was hast du gesehen?“

Leander war auf der Stelle Feuer und Flamme. Die Tatsache, dass mein Vater mich nicht leiden konnte, ließ ihn allerdings kalt.

„Ich weiß nicht, ob ich es dir anvertrauen kann“, sprach ich meine Zweifel laut aus.

„Natürlich kannst du das. Ich bin doch dein Freund.“

„Wenn es darum gehen würde, deine Haut zu retten, würdest du mich sofort verraten, Leander.“

„Nein, werde ich nicht!“, behauptete er hitzig.

„Ein Freund reicht mir nicht.“

„Als was hättest du mich dann gerne? Als deinen Bruder etwa?“

„Blutsbruder“, sagte ich, ohne mit der Wimper zu zucken. „Nur meinem Blutsbruder würde ich so etwas anvertrauen.“

Leander verzog sein Gesicht zu einer zweifelnden Grimasse. „Ich weiß nicht ...“, murmelte er nachdenklich.

„Ich wusste, dass du kneifen würdest.“

„Nein, nein!“, beeilte er sich zu sagen. „Ich kneife nicht. Ich frage mich nur, warum dir mein Wort nicht reicht. Es würde sich nichts verändern, wenn wir unsere Finger anritzen und die Wunden aufeinanderpressen würden.“

„Dann hast du doch nichts zu befürchten.“ Ich musterte ihn herausfordernd, gespannt, ob er so weit gehen würde, um mein Geheimnis zu erfahren.

„Okay“, sagte er. „Ich mach mit. Hast du ein Messer dabei?“

„Nein, ich habe kein Messer dabei, aber ein Stein würde es auch tun.“ Ich hob einen der kleinen, scharfkantigen Steine auf, die hier überall herumlagen. „Bereit?“

Leander nickte und streckte mir seine linke Hand entgegen.

Ohne lange darüber nachzudenken, schlitze ich seinen Daumen auf. Er schrie kurz auf, als die scharfe Kante des Steins eine kurze, tiefe Wunde in sein Fleisch schnitt. Als Nächstes nahm ich mir meinen linken Daumen vor. Das Blut spratzte aus der Wunde, doch ich spürte keinen Schmerz. Im nächsten Moment drückte ich meinen Daumen auf seinen. Leander wurde plötzlich blass, seine Augen fingen an zu glänzen, seine Hände zitterten, dann fiel er um, als hätte ihn jemand angeschossen.

„Blut ist dicker als Wasser, vergiss das nie!“, beschwor ich ihn. „Und solltest du mich je verraten, werde ich es wissen. Dein Blut, das nun auch in meinen Adern fließt, wird es mir offenbaren.“

Ich schreckte zurück, über meine eigenen Worte entsetzt. Was war das eben gewesen? Was hatte ich da von mir gegeben?

Ich starrte auf meinen Daumen, wo die tiefe Wunde, die eben noch geblutet hatte, kaum mehr zu sehen war. Mit jeder weiteren Sekunde verblasste sie weiter und weiter, bis sie schließlich verschwand.

Leander keuchte. „Was hast du mit mir gemacht?“, flüsterte er benommen. Er setzte sich langsam auf und schüttelte verwirrt den Kopf. „Habe ich das geträumt?“

„Nein, hast du nicht“, entgegnete ich möglichst ruhig, obwohl mir mein Herz beinahe aus dem Hals sprang.

Ich nahm seine Hand und betrachtete die Wunde, die ich ihm zugefügt hatte. Sie verheilte zwar nicht so schnell wie meine, doch die Geschwindigkeit, mit der sich die Wundränder schlossen, war verblüffend.

Leander betrachtete erstaunt seinen Daumen. „Ich sag doch, du bist eine Hexe“, murmelte er dann schließlich. „Dein Blut hat heilende Wirkung.“

„Warum bist du eben umgekippt?“, wollte ich wissen.

„Keine Ahnung. Mir war auf einmal sehr schwindelig geworden. Und die Wunde ... die hat höllisch gebrannt, als du deinen

Daumen darauf gedrückt hast. So etwas hatte ich nicht erwartet.“

Ich tat so, als wäre es keine Überraschung für mich. „Verrate mich also nicht. Es wird dir nicht bekommen.“

Ich war mir sicher, dass meine Warnung genauso viel Wert hatte wie eine verdorbene Kartoffel, hoffte dennoch, dass sie Leander dazu bringen würde, seinen Mund zu halten. Niemand außer ihm durfte wissen, was ich wirklich war.

„So!“, sagte er, nachdem er seine staubige Hose abgeklopft und sich zurück auf den Stein gesetzt hatte. „Ich will jetzt wissen, was du gestern gesehen hast.“

„Geht es dir wieder gut?“, erkundigte ich mich scheinbar beiläufig.

Er sollte nicht merken, dass ich mir seinetwegen große Sorgen machte. Vielleicht war es unklug gewesen, eine Blutsbruderschaft mit ihm zu schließen. Womöglich hatte ich ihn mit meinem Hexenblut infiziert, sodass er demnächst zu einem Hexer mutieren würde.

„Ja, alles bestens“, sagte er sofort. „Ich will jetzt was hören!“

Ich erzählte ihm von dem Mann mit zwei außergewöhnlich filigranen, weißen Flügeln, den ich auf dem Dachboden gesehen hatte.

„Das ist bestimmt der Hexenmeister“, flüsterte er mit vor Aufregung glühenden Augen. „Er hat erkannt, was du bist, und beobachtet dich jetzt.“

„Ein Hexenmeister?! Mit Flügeln?! Ich habe eher an einen Engel gedacht.“

„Quatsch! Es gibt keine Engel! Es ist bestimmt der Hexenmeister. Er kann sich mit Sicherheit in alles Mögliche verwandeln, auch in einen Engel. Das nächste Mal siehst du vielleicht eine Fledermaus oder einen Elfen.“

„Du glaubst doch nicht im Ernst an so etwas!“, fuhr ich ihn an.

„Aber natürlich!“, rief er. „Es gibt Sachen, die wir zu erklären nicht instande sind. Gerade du musst es doch wissen.“

Ich erwiderte nichts darauf, weil mir sein Gerede viel zu absurd war. Möglicherweise hatte er recht, dass ich eine Hexe war, aber ein Hexenmeister ... Nein! So etwas gibt es nicht!

„Zeig mir, was du sonst drauf hast“, bat mich Leander nach einiger Zeit. „Zaubere ein wenig.“

Ich schluckte. Ich hatte zwar Angst, etwas zu entdecken, dem ich nicht gewachsen war, eine Kraft aufzuwecken, die irgendwo

in mir schlummerte, doch die Neugier, die seit gestern an mir nagte, war stärker als die Angst, die dunkelsten Tiefen meiner Seele zu erforschen. Ich spürte förmlich, wie meine Finger kribbelten und wie mein Blut schneller in meinem Körper zirkulierte. Ich wollte selbst wissen, wozu ich imstande war.

Ich nahm zwei Kieselsteine in die Hand und betrachtete sie eingehend. Könnte ich mir etwas wünschen? Gibt es eine Formel, die nötig ist, um daraus einen Schmetterling oder eine Katze zu machen? Womöglich konnte ich bestimmen, was daraus werden sollte.

Mit wachsender Aufregung warf ich die Steine in die Höhe. „Fliegt!“, rief ich. „Ihr sollt Flügel bekommen und wie Vögel in der Luft flattern!“

Als die Steine mit hellem, kaum hörbarem Klang am Ufer des unter uns fließenden Flusses landeten, schauten Leander und ich uns gegenseitig an.

„Hexe, was?“, murmelte ich enttäuscht.

„Aber gestern hat es doch funktioniert!“, rief Leander nicht weniger enttäuscht. „Du hast es drauf! Du musst es nur wollen!“

„Ich fürchte, ich brauche einen Hexenmeister, der es mir beibringen könnte“, sagte ich süffisant.

„Ich meine es ernst, Rebekka! Du bist eine Hexe!“

Ich legte den Zeigefinger meiner rechten Hand auf seine Lippen. „Schschscht“, zischte ich. „Vergiss nicht, mein Blutsbruder, du darfst mich an niemanden verraten.“

Mit diesen Worten ließ ich ihn einfach stehen und lief nach Hause.

In dieser Nacht starrte ich sehr lange auf die Kommode, genau auf die Stelle, wo ich gestern den Engel gesehen hatte. Doch alles, was ich sah, war der Schatten des Baumes, der vor dem Dachfenster stand. Also nahm ich ein Blatt Papier und einen Stift und zeichnete ihn erneut, weil mich das Verbot meines Vaters nicht im Geringsten beeindruckte.

Heute war mir der Engel ein wenig besser gelungen, wenngleich seine Flügel immer noch zu schwer wirkten. Dafür war ich aber mit seinem Blick sehr zufrieden. Seine dunklen Augen schienen mich selbst aus dem Papier heraus zu beobachten.

Damit mein Vater die Zeichnung nicht finden konnte, versteckte ich sie hinter der Kommode. Ich war mir sicher, dass er nie auf die Idee käme, dort nachzuschauen.

Am nächsten Morgen wachte ich sehr früh auf. Weil im Haus

noch alles ruhig war und ich den Vater im Stall schimpfen hörte, beschloss ich, noch etwas an meiner Zeichnung zu arbeiten. Ich war mir sicher, dass ich noch eine gute halbe Stunde ungestört sein würde.

Ich schlich mich zu der Kommode und steckte meine Hand dahinter, bemüht, an den Spinnweben vorbeizugreifen. Ich griff zweimal in die Luft, bevor ich das Blatt erwischte. Als ich es vorsichtig herauszog, stockte mir der Atem. Es war zwar ein Blatt aus meinem Zeichenblock, doch darauf sah ich keinen Engel, sondern einen Text, der in einer sehr schönen, akkuraten Handschrift geschrieben war. Unter der Schrift klebte eine strahlend weiße Muschel, die beinahe wie eine Feder aussah. Sie war so filigran und scheinbar zerbrechlich, dass ich mich kaum traute, sie abzumachen. Nach ein paar missglückten Versuchen beschloss ich, mich später mit der Muschel zu beschäftigen, und widmete mich der handgeschriebenen Notiz.

*Vor langer, langer Zeit fiel ein Engel vom Himmel herab. Er landete genau dort, wo der Himmel den Ozean berührt. Dabei verlor er seine wunderschönen, strahlend weißen Flügel. Sie zerfielen in tausende Teile und sanken auf den Meeresgrund, wo sie mit der Zeit ganz fest wurden. Hin und wieder werden einige von ihnen an den Strand gespült, und wann immer jemand eine strahlend weiße Muschel findet, findet er einen Teil des Himmels, in dem einst dieser Engel wohnte.*

Der Text war zwar interessant, doch ich verstand nicht, was er bedeutete. Vor allem verstand ich nicht, warum sich jemand die Mühe gemacht hatte, ihn aufzuschreiben und das Blatt hinter der Kommode zu verstecken.

Ich berührte noch einmal die weiße Muschel, deren Oberfläche sich warm und rau anfühlte. Als diese von dem Blatt abfiel, schaffte ich es gerade noch, sie aufzufangen. Ich atmete erleichtert auf. Wäre sie nämlich auf den Boden gefallen, wäre sie bestimmt zerbrochen.

Ich betrachtete die Muschel ganz genau. In meinem ganzen Leben hatte ich noch keine Muschel in der Hand gehalten. Ich hatte wohl welche in Dekoläden in der Stadt und auch im Fernsehen gesehen, aber da wir noch nie im Urlaub am Strand ge-

wesen waren, hatte ich bis jetzt nicht das Vergnügen gehabt, mir eine genauer anzuschauen. Diese Muschel war mit Sicherheit etwas Besonderes, und obwohl ich nicht erklären konnte, was an ihr so besonders war, spürte ich eine gewisse Kraft, die von ihr ausging. Fasziniert legte ich dieses kleine Geschenk auf meine Handinnenfläche. Von wem mochte sie stammen? Von meiner Mutter vielleicht? Nein, wohl kaum, beantwortete ich mir selbst diese Frage. Meine Mutter hatte in den letzten Tagen unser Grundstück nicht verlassen, um irgendwo einzukaufen, weil gerade Erntezeit war, und den Text auf dem Zettel hatte sie auch nicht geschrieben. Ihre Handschrift war nicht annähernd so schön.

Auf einmal merkte ich, wie die Muschel sich veränderte. Halb fasziniert, halb panisch sah ich, wie die verkalkte Oberfläche sich auflöste, bis nur eine sehr feine, strahlend weiße Feder übrig blieb. Ich wollte sie berühren, um zu wissen, wie sie sich anfühlte, doch ehe ich mich versah, verschmolz sie mit meiner Handinnenfläche. Schockiert starrte ich auf meine Hand, wo die Umrisse der Feder wie ein Brandzeichen leuchteten.

Neben mir hörte ich jemanden wütend knurren. „Sie hat mich reingelegt!“, rief eine aufgebracht Stimme, die mir absolut nicht bekannt vorkam und zu der ich keine Person sah.

Im nächsten Moment zersprang die Scheibe des Dachfensters. Die Scherben flogen quer durch den Dachboden. Manche von ihnen landeten in den Ecken, manche blieben im Holz des Dachstuhls stecken. Eine Scherbe traf mich am Oberschenkel. Sie war mit solcher Wucht hineingeschleudert worden, dass sie auf der anderen Seite heraustrat. Ich schrie auf, unfähig, den brennenden Schmerz auszublenden. Weil ich diese Scherbe für die Ursache meiner Pein hielt, zog ich sie mit einem heftigen Ruck heraus. Das Blut schoss wie eine Fontäne aus der Wunde. Es floss so schnell, dass es binnen weniger Augenblicke das ganze Blatt mit der Nachricht durchtränkte.

Auf der Treppe hörte ich meinen Vater fluchen: „Was hat diese verzogene Göre diesmal angestellt? Man hat nur Ärger mit ihr!“

„Ferdinand, so warte doch! Lass mich zuerst nach ihr schauen. Vielleicht ist sie verletzt“, hörte ich meine Mutter rufen.

„Geh mir aus dem Weg, Weib!“, brüllte mein Vater.

Ich hörte etwas poltern, meine Mutter schrie. Dann folgten ein dumpfer Aufschlag und ein Stöhnen, das mir durch Mark und Bein ging. Meine Schwester kreischte.

Ich hatte furchtbare Angst vor meinem Vater, dessen schwere Schritte ich auf der Treppe zum Dachboden hörte, und wünschte mir, ich möge verbluten, bevor er mich erneut bestrafen konnte, doch vergebens. Entsetzt stellte ich fest, dass die Wunde sich schloss und das Blut gerann. Als mein Vater mich von der Matratze hochriss, die mir als Bett diente, war von der Wunde noch nicht einmal eine Narbe geblieben. Das verkrustete Blut klebte zwar noch an meinem Bein, an meinen Händen und an der Glasscherbe, die noch vor wenigen Sekunden in meinem Fleisch gesteckt hatte, aber ich war unversehrt.

„Was hast du angestellt?“, schrie mein Vater wütend. „Weißt du, was so eine Fensterscheibe kostet?“

„Ich war das nicht!“, rief ich, mich in seinem Griff windend.

Er schlug zu. Mein Oberarm brannte an der Stelle, wo Vaters große Pranke einen rot leuchtenden Fleck hinterließ.

„Lüg mich ja nicht an, du kleines, nichtsnutziges Balg!“

Ich duckte mich, doch die Hand meines Vaters verfehlte ihr Ziel nicht. Der Schlag traf mich fast genau an der gleichen Stelle wie eben.

„Zieh dich an und ab in die Schule! Dein Frühstück fällt heute aus. Du hast es dir nicht verdient!“

Er warf mich zurück auf die Matratze und ging schnellen Schrittes nach unten. Auf der Treppe hörte ich ihn meine Mutter schimpfen. Ich verschloss meine Ohren mit beiden Händen, weil ich die Worte, die er zu ihr sagte, nicht hören wollte.

Ich rollte mich wie ein kleiner Welpen auf der Matratze zusammen, mir der Tatsache bewusst, dass mein Vater mich an den Haaren nach unten schleifen würde, sollte ich in zehn Minuten immer noch hier oben hocken. An jedem anderen Tag hätte mich dieses Wissen auf der Stelle aus dem Bett getrieben, doch heute war es mir egal. Soll er mich doch umbringen!, dachte ich verzweifelt. Damit würde er nicht nur sich, sondern auch mich erlösen.

Als ich eine Hand auf meinem Arm spürte, schreckte ich verängstigt hoch.

„Hey, keine Angst“, flüsterte meine Mutter. „Was ist passiert, mein Floh?“

Ich flüchtete in ihre Umarmung. „Ich war das nicht!“, schluchzte ich an ihrer Brust. „Ich habe das Fenster nicht kaputt gemacht. Das musst du mir glauben!“

„Ich glaube dir. Die Scheibe muss von außen eingeschlagen



worden sein. Die Scherben würden sich sonst nicht hier drin befinden. Bist du verletzt?“

Ich schüttelte stumm den Kopf.

„Wo kommt das ganze Blut her?“

Sie schob mich etwas von sich weg, um mir ins Gesicht zu schauen. Erst jetzt bemerkte ich eine große Platzwunde auf ihrer Stirn. Sie blutete zwar nicht mehr, sah aber sehr erschreckend aus.

„Hat er dich die Treppe hinuntergestoßen?“, fragte ich, obwohl ich die Antwort auf diese Frage kannte.

Es war nicht das erste Mal, dass mein Vater gewalttätig gegenüber meiner Mutter wurde. Ich wusste, dass ich stets die Ursache dieser Wutausbrüche war, weil er ihr das jedes Mal sagte. Sie musste leiden, weil er mich für ein Kuckuckskind hielt beziehungsweise den Verdacht hatte, dass meine Mutter ihm nicht immer treu gewesen war. Obwohl ich sehr gerne einen anderen Vater gehabt hätte, glaubte ich nicht daran, dass meine Gene sich wesentlich von denen meiner Schwester unterschieden. Sie war meine Zwillingschwester und dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Demzufolge war ich sein Kind, ob es uns beiden passte oder nicht.

„Das ist nicht der Rede wert“, winkte meine Mutter ab. „Es ist nur ein Kratzer. Woher kommt das ganze Blut?“, wiederholte sie ihre Frage.

Ich schwieg hartnäckig, weil ich ihr keine vernünftige Antwort auf diese Frage geben konnte. Wie sollte ich ihr erklären, dass ich fast verblutet wäre, bevor die Wunde sich spontan und ohne eine Narbe zu hinterlassen, geschlossen hatte? So etwas würde sie mir nie glauben.

„Was ist vorgefallen, Rebekka?“, ließ sie nicht locker.

Sie nahm meine rechte Hand in ihre und öffnete meine verkrampfte Faust, weil sie darin vermutlich etwas zu finden hoffte. Sie fand tatsächlich etwas darin – ein Brandmal, das immer noch sehr deutlich zu sehen war. Ich bereitete mich innerlich auf eine Frage vor, die ich ihr nicht beantworten konnte. Doch statt mich auszufragen, brach meine Mutter in Tränen aus.

„Sie hat ihr Versprechen gehalten“, flüsterte sie unter Tränen. „Sie hat ihr Versprechen gehalten!“

„Wovon redest du? Mama, bitte, erkläre mir, was hier los ist!“

„Oh, mein Floh! Das würde ich dir gerne erklären, doch ich habe ihr versprochen, nichts zu sagen, bis du groß genug bist,

es zu erfahren. Ich will mein Versprechen nicht brechen! Sie hat ihres nämlich erfüllt.“

„Was für ein Versprechen? Von wem redest du?“

Statt einer Antwort schob meine Mutter ihre Bluse hoch. Auf ihrer rechten Seite, etwas unterhalb des letzten Rippenbogens sah ich genau das gleiche Brandzeichen wie in meiner rechten Hand, wenn auch sehr verblasst.

„Was ist das?“, wollte ich augenblicklich wissen.

„Dies sollte uns beide beschützen. Du hast bis vor ein paar Tagen genau das gleiche Zeichen auf deinem Nacken gehabt. Sie hat gesagt, dass es ungefähr zehn Jahre halten würde, dann würdest du ein neues bekommen.“

„Und du? Was ist mit dir?“, fragte ich panisch. „Deins ist fast schon verschwunden.“

Sie schüttelte verneinend den Kopf. „Mir wurden zehn Jahre geschenkt – zehn Jahre, in denen dein Vater mir nichts anhaben konnte. Der Schutz wird in wenigen Tagen nicht mehr da sein. Wenn dein Vater mich das nächste Mal schlägt, könnte es durchaus mein letztes Mal sein. Rebekka, ich flehe dich an, pass auf dich auf, denn ich werde es bald nicht mehr tun können. Und denke immer daran, dass ich dich sehr, sehr liebe. Ganz gleich, was du hörst, du bist mein kleiner Engel.“

„Ich verstehe das nicht. Wer ist diese geheimnisvolle Frau?“

„Rebekka! Stell bitte keine Fragen. Ich werde dir diese nicht beantworten.“

„Ich weiß“, murmelte ich niedergeschlagen. „Du hast es versprochen. Ist schon okay.“

„Zieh dich jetzt bitte an und eile zur Schule. Wenn dein Vater durchdreht, haben wir beide nichts zu lachen.“